

(Nachdruck verboten.)

82]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Hef.

Der Kleinrusse stieß Pawel sanft zurück, wischte sich ebenfalls die Augen mit den Fingern und sagte:

„Nun ist's genug! Die Kälber haben lange genug geschäkert, jetzt sollen sie einen Braten liefern . . . Die verflixten Kohlen! Hab' geblasen und geblasen . . . mir die ganzen Augen verklebt.“

Pawel senkte den Kopf, setzte sich ans Fenster und sagte leise:

„Solcher Tränen braucht man sich nicht zu schämen.“

Die Mutter trat zu ihm und setzte sich neben ihn. Ein Gefühl der Zuversicht überströmte warm und weich ihr Herz. Ihr war wehmütig, aber angenehm und ruhig zu Mute.

„Einerlei!“ dachte sie, leise die Hand des Sohnes streichelnd. „Es geht nicht anders . . . es muß so sein.“

Und noch andere gewöhnliche, ihr längst vertraute Worte tauchten in ihrem Gedächtnis auf, aber sie enthielten nicht das, was sie in diesem Augenblick durchlebte.

„Ich räume das Geschirr fort . . . Bleibt sitzen, Mütterlein,“ sagte der Kleinrusse, stand auf und trat ins Zimmer. „Ruht Euch aus, wir haben Euch genügend gequält . . .“ und im Zimmer ertönte seine singende hohe Stimme:

„Es ist nicht schön, zu prahlen, aber wir haben doch soeben prächtiges Leben in uns gespürt . . . richtiges menschliches Liebesleben!“

„Ja!“ sagte Pawel, die Mutter anblickend.

„Es ist alles anders geworden!“ erwiderte sie. „Der Kummer und die Freude auch . . . Ich weiß schon gar nicht mehr und verstehe nicht mehr, wie ich lebe . . . Mit Worten kann ich das nicht ausdrücken.“

„Alles anders geworden . . . Ja, das muß auch sein!“ sagte der Kleinrusse. „Denn es wächst ein neues Herz, Mütterlein. Ein neues Herz wächst im Leben. Alle Herzen sind durch Zwiespalt zerrissen, alle von blinden Begierden zernagt, von Neid zerfressen, zerschunden, verwundet, triefen von Eiter . . . von Lüge, Feigheit . . . Alle Menschen sind krank, fürchten das Leben, schreiten wie im Nebel dahin . . . Jeder weiß nur von seinem eigenen Kummer. Aber da kommt jemand, der das Leben mit der Flamme der Vernunft erhellt und ausruft: „Se, Ihr Kellervürmer, Ihr verlaufenen! Es ist Zeit, einzusehen, daß Ihr alle nur ein Interesse habt: daß alle leben, alle wachsen wollen!“ Dieser Mann, der da ruft, ist noch allein, deswegen schreit er laut, er braucht Freunde, ihm ist öde, einsam und kalt allein! Und auf seinen Ruf fügen sich die gesunden Teile aller Herzen zu einem einzigen, großen, starken, tiefen zusammen, das sein empfindsam ist wie eine große Silberglocke . . . dergleichen noch nie wieder gegossen ward! Diese Glocke ruft zum Gottesdienst: Menschen aller Länder vereint Euch zu einer Familie! Die Liebe ist die Mutter des Lebens, nicht aber die Bosheit! . . . Ich, meine Freunde, höre dieses Läuten in der Welt.“

„Ich auch!“ sagte Pawel laut.

Die Mutter preßte die Lippen fest zusammen, damit sie nicht zitterten, und schloß die Augen, damit sie nicht weinten.

„Siege ich nachts oder gehe ich irgend wohin allein — überall höre ich dieses Läuten . . . und mir wird so wohl ums Herz! Ich weiß, die Erde ist der Lüge und des Kummers müde . . . Und auch die ganze Erde summt wie eine Glocke und antwortet auf jenes Läuten . . . zittert der neuen Sonne, die in der Menschenbrust aufgeht, süß entgegen!“

Pawel stand auf, erhob die Hand, um etwas zu sagen, aber die Mutter ergriff ihn an der anderen Hand, zog sie nieder und flüsterte:

„Stör ihn nicht . . .“

„Wißt Ihr es?“ fuhr der Kleinrusse in der Tür mit hellglänzenden Augen fort. „Den Menschen steht noch viel Kummer bevor, gierige Fäuste werden noch viel Blut aus ihnen herauspressen . . . Aber all der Kummer und all mein Blut sind doch nur ein geringer Preis für das, was schon in meiner Brust, in meinem Gehirn ruht! Ich bin schon reich

wie ein Stern an Strahlen . . . Ich trage alles, erdulde alles . . . weil — Freude in mir wohnt, die niemand und nichts tötet! In dieser Freude — liegt unsere Kraft!“

Man saß bis nach Mitternacht am Tisch und führte eine intime, leise, fruchtbare Unterhaltung über das Leben, über die Menschen und über die Zukunft.

Und als der Gedanke in ihr klar war, nahm die Mutter mit einem Seufzer etwas aus ihrer Vergangenheit heraus, etwas Schmerz und Rohes, und indem sie dieses wie einen Stein von ihrem Herzen wälzte, nahm zugleich der Gedanke an Kraft zu.

Im warmen Strom herzlicher Unterhaltung schmolz ihre Furcht dahin und verschwand: Sie fühlte sich jetzt gerade wie an dem Tage, wo ihr Vater ihr mürrisch gesagt hatte:

„Was soll das Maulen! Da hat sich ein Narr gefunden, der Dich heiraten will — geh zu! Alle Mädchen heiraten, alle Weiber kriegen Kinder, alle Kinder machen Kummer! Bist Du etwa kein Mensch?“

Nach diesen Worten sah sie den Weg vor sich, den sie gehen mußte und der sich einsam um einen dunklen, leeren Ort hinzog. Und die Notwendigkeit, diesen Weg gehen zu müssen, erfüllte ihr Inneres mit blinder Ruhe. So war es auch jetzt. Als sie aber das Herannahen des neuen Kummers fühlte, rief sie innerlich:

„Nimm mich hin!“

Das linderte den leisen Schmerz, der wie eine straff gespannte Saite in ihrem Inneren zitterte und sang.

Und in die Tiefe ihres Herzens, das erwartungsvoll bebte, strömte ein warmer Hoffnungsschimmer, daß man ihr nicht alles nehmen, nicht alles entreißen würde. Etwas würde übrig bleiben.

XXIV.

Frühmorgens, als Pawel und Andrej soeben fortgegangen waren, klopfte die Korffunowa unruhig ans Fenster und rief schnell:

„Issai ist totgeschlagen! Komm, wollen wir nachsehen. . .“

Die Mutter fuhr zusammen, in ihrem Kopfe bligte wie ein Funke der Name des Mörders auf.

„Wer?“ fragte sie kurz und warf einen Schawl um die Schultern.

„Er hocht doch nicht neben Issai, hat ihn niedergeschlagen und ist verschwunden!“ . . . erwiderte Marja.

Auf der Straße sagte sie:

„Jetzt fängt man wieder an herumzuschneffeln, den Schuldigen zu suchen. Gut, daß Deine Leute nachts zu Hause waren — ich kann es bezeugen . . . ging nach Mitternacht an Deinem Hause vorüber, guckte bei Dir ins Fenster, da sahest Ihr alle am Tisch. . .“

„Was denn, Marja? Kann denn jemand auf sie Verdacht haben?“ rief die Mutter erschreckt.

„Wer hat ihn denn getötet? Doch sicher einer von Euren Leuten!“ meinte die Korffunowa überzeugt. „Alle Welt weiß, daß er sie auspioniert hat. . .“

Die Mutter blieb schwer atmend stehen und legte die Hand auf die Brust.

„Was hast Du? Sei nicht ängstlich! . . . Dem ist ganz recht geschehen. . . Laß uns schneller gehen, sonst schaffen sie ihn fort!“

Die Mutter schritt vorwärts, ohne sich zu fragen, warum, und eine dunkle, schwere Ahnung, Wjessowtschikow sei der Täter, schüttelte sie und stieß sie.

„Er hat also seine Absicht ausgeführt!“ dachte sie stumpfsinnig.

Unweit der Fabrikmauer, an der Stelle, wo kürzlich ein Haus niedergebrannt war, stand eine Volksmenge, die auf den verfohlten Ueberresten und staubender Asche herumtrat, und summt wie ein Hummelschwarm. Viele Frauen, noch mehr Kinder, Krämer, Kellner, Polizisten und der Gendarm Petlin, ein großer Alter mit dächtem Silberbart und Medaillen auf der Brust.

Issai lag halb auf dem Boden, den Rücken gegen die angebrannten Balken gelehnt und den entblößten Kopf auf die rechte Schulter geneigt. Seine rechte Hand stak in der Hosentasche, die Finger der linken hatte er in den lockeren Boden gefaßt.

Die Mutter blickte in sein Gesicht — sein eigenes Auge war starr auf die Milze gerichtet, die zwischen den schlaff ausgebreiteten Beinen lag, der Mund war erstaunt halb geöffnet, sein rötlicher Bart ragte zur Seite. Sein magerer Körper mit dem spitzen Kopf und dem knochigen, sinnbefähigen Gesicht war noch kleiner, vom Tode zusammengezogen. Die Mutter befreuzigte sich und seufzte. Im Leben war er ihr widerwärtig gewesen, aber jetzt erweckte er stilles Mitleid in ihr.

„Kein Blut!“ meinte jemand halblaut. „Ist sicher mit der Faust erschlagen. . .“

Ein dickes Weib zupfte den Gendarm am Ärmel und fragte:

„Bleibst du noch, ah?“

„Scheer Dich fort!“ rief der Gendarm halblaut, und sie wich beiseite.

„Der Doktor war da . . . hat gesagt — der ist geliefert!“ antwortete jemand.

Eine dünne, gehässige Stimme rief laut:

„Jetzt ist dem Angeber das Maul gestopft . . . Das ist recht!“

Der Gendarm fuhr herum, schob die ihn dicht umringenden Frauen zurück und fragte drohend:

„Wer hat da etwas zu bemerken?“

Die Menschen zerstreuten sich unter seinen Puffen. Einige liefen schnell fort. Einer brach in schadenfrohes Gelächter aus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Deutsche im Wald.

Von Roda Roda.

Das Bauerngehöft lag noch in tiefster Finsternis. Die Uhr drinnen im Zimmer schlug zwei Stunden nach Mitternacht. Um halb drei Uhr sollte die Kompagnie abmarschieren. Signal geblasen wurde natürlich nicht, man war ja in Feindesnähe. Es ging bloß der Korporal vom Dienst zuerst in den Viehstall, wo der zweite Zug einquartiert war, und rief: „Hört's, Burschen! Es ist Lagwacht!“

Er mußte nicht einmal sehr laut rufen. Die meisten waren ohnehin schon auf. Je müder der Mensch ist, desto weniger Schlaf hat er.

Die im Viehstall glaubten sich also aus dem Stroh zusammen, räkelten sich und wickelten die Montur so obenhin mit der Hand vom Stroh rein. In diesem Viehstall und immer auf demselben Stroh hatte heute schon zum achtemal eine Einquartierung geschlafen — jede Nacht eine andere — so wie sich die Truppen nordwärts konzentrierten. Davon war das Stroh so klein gebrochen und mürbe, daß es an der Montur haften blieben.

Der Korporal vom Tag weckte in der Scheune noch den ersten und den dritten Zug. Um den vierten brauchte er nicht zu sorgen, der lampierte im Garten und hatte sicherlich schon das Reitzen in allen Gliedern von dem verdamnten Rebel und Tau.

Dann kletterte der Korporal die Leiter zum Boden hinauf. Dort schliefen die drei Herren Offiziere, dann der Herr Dienstführende, der Herr Manipulierende, der Herr Kadettkorporal und — und die Herren Offiziersdiener. Allerwärts schmuggeln sich ja die Diener in die Vorrechte ihrer Herren ein.

Eine kleine Viertelstunde später war schon alles parat. Aber der Rebel — der Rebel!

Der Herr Hauptmann nahm die Meldungen ab und kommandierte: — „Habt acht!“ — so ernst, wie er das nicht mehr getan, seit sie die Garnison Essegg verlassen hatten. Da merkten alle, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe.

„Burschen“, sagte er, „heut fähr' ich die meisten von Euch zum erstenmal vor 'n Feind. Nehmt's Euch zusammen, macht's es denen Kapitulant'n nach, die was mit mir schon bei Magenta und Solferino gewesen sein. Zeigt's denen Preußen, was Ihr könnt's. — Das gilt auch für Sie, Herr Leutnant.“

Darüber erröte der Herr Leutnant. Kein Wunder — wenn man als neuangemusterter Reusstädter mit den Rekruten in einem Atem genannt wird.

Der „altgediente“ präterierte Kadett-Korporal biß sich auf die Lippen.

Dann ging's aus dem kleinen Gehöft auf die Straße.

In diesem Augenblicke hörte man ganz weit — weit zwei Schüsse hallen.

Der Herr Hauptmann fragte einen vom Adjutantenskorps, der vorbeiritt, und kriegte zur Antwort: „Ja — es geht los — — wahrscheinlich bei Eulum.“

Sie marschierten zwei Stunden und rasteten drei Stunden mit den Tornistern auf dem Rücken. Die Sonne stand ziemlich hoch wie ein silberner Teller am Himmel, aber immer noch Rebel überall. Wie unheimlich das war! Kanonengroßen auf allen Seiten, und keiner wußte woher und wohin. Dragoner, Artilleristen, Litauer,

Jäger, Husaren, Ulanen, Infanterie, Generale, Sachsen, Ordnonanzen, Adjutanten — alles sah man grau auftauchen, im Näherkommen Farbe gewinnen und wieder verschwinden.

Auf einmal hieß es: „Habt — acht! — Schültert! Marschieren — mir nach! — Kompagnie marsch!“

Drei geschlagene Stunden und in welchem Tempo!

Um halb zwei Uhr am Nachmittag kam ein Reiter und meldete irgend etwas.

Der Herr Hauptmann sah sich um und rief: „Korporal Enginger mit zwei Mann! Suchen S' sich die Leut' selber aus. Zwei g'schickte ältere Leut'. Geh'n S' da in das Buschwerk hinein — seh'n S' dorten die zwei kleinen Fichten? Dort geh'n S' hinein in das Buschwerk, rekonoszieren S' es gut durch und kommen S' mir melden.“

Korporal Enginger war ein tyrmischer Schwab', aus Ruma gebürtig, und hatte zwei Landsleute in der Kompagnie. Die rief er sich — ein wenig familiär — heraus: „Geh' her do, hörst es, Pfirter, un Du a, Jakob.“

Dieser Jakob hieß mit dem Zunamen Bader.

Der Herr Hauptmann hätte dem Enginger jetzt gern was erzählt über solch lässige Art zu befehlen, überlegte sich's aber. „Lassen wir's für heute. Wer weiß, ob wir . . .“

Ehe noch der Gedanke gedacht war, dröhnten ganz nahe Kartätschenlagen. Man hörte es deutlich am Draußen, daß es Kartätschen waren. Und ein Gewehrfeuer, als würde ein Sad Erbsen auf ein Blech geschüttet.

Korporal Enginger also ging mit den zwei Gemeinen — zuerst ein wenig zaghaft, das Gewehr angriffsbereit — auf die Fichten los, deren Silhouetten im Nebel ein prächtiges Direktionsobjekt abgab.

„Paßt's Obacht, Burschen,“ sagte er immerzu, „paßt's Obacht — indem daß ma' wenig sieht beim dem Rebel.“

Bader meinte: Herr Kapral, soll aner von uns z'erst hinstchieß'n in dö Schikara! Is richtig a Preiß' dort'n, nachher —

„Is eh wahr,“ erwiderte Enginger. „Alsdann — An! Feuer! — schieß Du!“

Bader schoß mit einigem Widerstreben.

Sie knieten alle drei in einer Rainfurche und starrten erwartungsvoll nach dem Busch. Aber dort rührte sich nichts. Natürlich: der Rebel trog, die Fichten standen eine Stunde weit, aber vor der Sonne.

Geh'n m'r.“

Und sie gingen weiter.

Als sie endlich bei den Fichten auf dem Bergkamm waren, da sahen die Spießhaken erst, wela' großes Los sie mit dem Patrouillengang gezogen hatten. Da war keine Seele. Man hatte sie offenbar vom äußersten Flügel weggeschickt.

„Alsdann jetzt z'ruck!“ rief Enginger, ging aber statt zurück vor.

Die zwei anderen merkten's — er vielleicht auch. Sie sagten aber einer dem andern nichts in ihrer heimlichen Freude. Es war ein Komploß der Seelen, durch kein Wort, nicht einmal durch einen Blick eingestanden.

So gingen sie weiter — immer weiter. Keine Spur von Soldaten. Nicht Freund, noch Feind. Sie waren weit ab vom Schlachtfelde, dessen Kanonendonner schrecklich hinter ihnen herdröhnte.

Als die Sonne zur Rüste ging, sah sie die drei Schwaben allein im tiefsten Waldfrieden.

„Gemeiner Bader und Gemeiner Pfirter“, begann plötzlich der Korporal in dienstlichem Ton, „jetzt Ihr könnt's mir bezeugen: indem daß a so a Rebel war, hab'n ur' halt net z'ruck' funden. Ro — is es so oder is et net so? — Jakob, sag' auf Dein ehrliches Gewissen! — Jetzt kannst Du dö's absteuern?“

Gemeiner Jakob Bader blieb stehen und sagte mit kristallner Ueberzeugung: „Dann mi der Herr Hauptmann fragt: Wo seid's ös gestekt? Jetzt — lügen kann i net, Herr Kapral. Alsdann kann i mir dö's melden: Herr Hauptmann, sag' i, i meld' g'hursamst, mir hab'n rekomesziert, und wie mir z'ruck san — indem daß m'r ninderlich net die Kommanie g'legen hab'n — no ja — — no — so san m'r immer weider — immer weider . . . Ro ja, lügen kann i do net?“

„So is“, bestätigte Pfirter. „Mir hab'n rekomesziert.“

Der Korporal ließ die Gewehre zusammensetzen. Dann legten sie sich in eine Mulde und schliefen wie tot ein. Die Tornister waren ihre Kissen.

Enginger, Pfirter und Bader versäumten so die Schlacht bei Sadowa mit all ihrem schrecklichen Blutvergießen. — Enginger, Pfirter und Bader verschliefen so den Rückzug über die Elbe.

Und es fielen in dieser Schlacht vierhundertfünfzig Offiziere und siebentaufendzweihundertdreißig Mann.

Pfirter erwachte am andern Morgen zuerst, denn er war der Gefräßigste und hatte den größten Hunger. Bald sahen auch die anderen auf, und nun sahen sie da und ratschlagten, was zu tun sei. Daß zuvörderst menagiert werden sollte, das war allen dreien klar. Aber was? — Kommißbrot! — Sie hatten sonst nichts.

Bader meinte, ob man sich nicht etwas schießen könnte.

„Wie willst denn mit der Kugel?“ wandte einer ein.

„Na könnt' a Kugel mit 'n Bagamet auf Schrot zerhacken.“

Ehe sie Zeit hatten, darüber nachzudenken, ersah Enginger mit jeder Faust einen von ihnen eisenfest am Ärmel und blickte starr in eine Richtung.

Haß verdeckt durch dünne Zweige tanzten dort hinten preussische Pöbelhauben.

Die drei hymnischen Schwaben legten sich platt nieder, die Gewehre auf die Tornister und warteten, was es würde. — Totenblatz. —

„Wie viele san's?“ lispelte Engiger.

Keine Antwort.

Er seufzte leise: „Wenigstens a Stider zehni wern's sein.“

„I sieg zwa.“ Wenn Engiger geseufzt hatte, Pader hauchte nur. „Zwa siegt ma. Aber fragen S' mi, wie viele daß es san — jezt dös waß i net.“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Johannes Trojan. Recht eigentlich müßte man bei ihm von Politik reden. Aber da er laut eigenem Geständnis von ihr nichts versteht oder verstehen will, so ist er — Redakteur eines politischen Witzblattes. Was es mit allen bürgerlichen Witzblättern, wenn sie die Politik als Fahne heraushängen, für eine Bewandnis hat, erkennen wir am besten an dem Unflat, mit dem sie unsere Partei und ihre Führer jahraus, jahrein zu bewerfen pflegen. Ihre Richtung und Stellung ist erzeaktionärer „Liberalismus“; ihre politische Charakterlosigkeit ist ihr Charakter. Davon unterscheidet sich auch das älteste Witzblatt: Der „Kladderadatsch“ um kein Haar. Seine Tendenz heißt: Bismarckerei. Und wie der „Heros des Jahrhunderts“, so befiehlt auch der Kladderadatsch die Sozialdemokratie. Außerdem und nebstbei besingt Johannes Trojan, der, am 14. August 1837 zu Danzig geboren, heute also seinen 70. Geburtstag feiert, auch regelmäßig im Herbst den — Roselwein. Das ist ein harmloses Vergnügen und kostet höchstens ein paar Pfäschen die Hälse. Ferner gehört zu den Eigenschaften eines Witzblattredakteurs auch die humoristische. Allzuviel verlangt ja der bürgerliche Zeitungsleser vom „Humoristen“ nicht. Wenns nur recht spießerhaft und harmlos klingt, sofern er selber in Frage kommt, dagegen recht zotenhaft, in knolligen Verbalinjuriën sich bewegend, sobald es darauf ankommt, sich an politisch andere Denkenden zu reiben, ist es zufrieden. Das nimmt sich ja alles sehr geistreich und höchst ulzig aus — ist aber bei Licht besehen doch weiter nichts, als leere Spiegelschreiererei, der zur philiströsen Hausbadenei bloß noch der wirkliche Witz und Humor fehlt. Lassen wir nun Johannes Trojan, den Kladderadatschdichter und naiven Bismarckanbeter dem Klügel bürgerlicher Literaten und dem Gottentottenblod, so bleibt von ihm nicht viel übrig, das unseres Interesses bedürfte. Da jedoch dies Wenige das bessere Teil, so wollen wir Notiz davon nehmen, trotzdem Trojan ein blutiger Feind der Sozialdemokratie ist.

Das bessere Teil an ihm ist der Lyriker. Denn so ganz hat er sich von der metrischen Werklarheit doch nicht verbranchen lassen. So oft er die Zwangsjade der politischen Säbelschleiferei von sich werfen und ins Feiertagsgewand schlüpfen konnte, war er bei sich zu Hause. Und dann kam sein warmes Gemüt zum Vorschein, das es sich wie andere so gern wohl sein läßt. Da hat denn Trojan auch sogar ein Pläschen für den Proletariat reserviert, der ihm doch als Sozialdemokrat so abstoßend erscheint. So lang eben der Arme ein tot's Faktum bleibt, so lang er sein Los „gottgegeben“ trägt, ist er für die Herren Poeten des Pfahlbürgerturns stets ein des Mitleids würdiger Gegenstand. Sobald er aber Mene macht, das ihm von der bestehenden Klasse aufgeschaltete Elavenjoch abzuschütteln — ja, dann ist er ein gottloser Revoluzzer, der sich gegen die heilige Ordnung empört. Heroin mit seiner ehrenwerten Lumpenpersönlichkeit in den — Kladderadatsch! Als ob Mitleid gegen Tiere und arme Menschen nicht dasselbe ist! Wir halten zwar von aller Armeleitpoesie nichts, die bloß ans Mitleid appelliert, ohne tiefer zu schürfen, ohne die Ursachen der Armut aufzuzeigen und dem Wohlhabenden ein mene tekel upharsin ins Gedächtnis zu rufen; dennoch läßt sich einzelnen solcher Gedichte Trojans, wie „Für arme Kinder“, oder „Den Besühenden“ das ehrliche mitfühlende Herz nicht absprecken. Wir finden jene Poeme in einem Auswahlband Trojanscher „Christen“, den Erich Klotz jetzt herausgegeben hat.* Es ist da Kunterbuntes durcheinander: Humoresken in Prosa, lustige und ernste Verse, auch Gelegenheitsreime besserer Art. Trojan ist von Haus aus Botaniker. Er liebt die Natur ebenso wie das stille häusliche Familienglück. Freilich, besonders tief hat er der Natur nicht ins Herz gesehen. Was die Poeten nach Goethe gesungen haben, singt er auch. Ueber eine handgreifliche Abschilderung des Geschauten kommt er selten hinaus. Es ist „Altvater Hausrat“, was Trojan bietet; keine „Weisheit“ zwar, wie der Titel der Büchersammlung pomphaft erwarten läßt, immerhin aber gut genug für den spießbürgerlichen Hausgebrauch. Endlich bewährte sich Trojan auch als Dichter von Kinderliedern nach altem Rezept. Obwohl der uner-müdlige Bismarckverherrlicher und Sozialistenfreffer — er selbst schätzt seine poetische Kladderadatsch-Werkelei „auf mindestens

zwanzig starke Oktavbände“ — den bescheidenen Sängern des deutsch-bürgerlichen Familienglücks quantitativ überragt, so stehen wir doch nicht an, diesem vor jenem den Vorzug zu geben. e. k.

Hygienisches.

Luftbäder für Kinder. Seitdem von Professor Schloßmann in Düsseldorf in der Säuglingsheilstätte zu Dresden bei einer Anzahl lebensschwacher Säuglinge Luftbäder zum ersten Male mit gutem Erfolge angewendet wurden, ist die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf die Vorteile der Luftbehandlung im Kindesalter gelenkt worden. Den Säuglingen bekommt der Genuß der frischen Luft für ihr Gedeihen besonders gut. Dr. Marcuse sieht darin eine vorzügliche Methode, um die Kinder von Geburt an abzuhärten, indem man sie schematisch an den Genuß der frischen Luft gewöhnt. Man läßt die Kinder zunächst unbedeckt liegen; wenn sie laufen können, sollen sie zuerst barfuß im Zimmer, dann im Freien gehen, bis sie allmählich zum Luftbad vorwärts-schreiten können. Für ältere schwächliche Kinder sind die Sonnenbäder am Plage. Man hat sie bewährt gefunden bei allgemeiner Schwäche, bei Skrophulose, bei Englischer Krankheit und bei Muter-armut. Nach übereinstimmenden Beobachtungen aller Aerzte, welche sie in Anwendung zogen, ist durch sie sowohl der Allgemeinzustand wie ein jeweils vorliegender Krankheitsprozeß in günstiger Weise beeinflusst worden.

Astronomisches.

Die August-Sternschnuppen. Während die meisten Meteore Bahnen beschreiben, die an ihren Endpunkten gänzlich aus dem Sonnensystem heraustreten, die also Körper sind, welche nicht zu diesem gehören, sondern aus anderen Regionen des Weltalls stammen, gibt es doch einige Meteorströme, die als langgezogene elliptische Ringe eine Bahn um die Sonne beschreiben und auf dieser auch die Erdbahn schneiden. Besonders bekannt ist die periodische Wiedertehr der sogenannten Perseiden in den Tagen des 9. bis 12. August jeden Jahres, sowie die Leoniden vom 12. bis 14. November. Ihren Namen haben diese Ringe erhalten von der Stelle, von welcher sie am Himmel ausstrahlen scheinen. Die Meteore treten in die Erdatmosphäre ein in der Schichtung zum Sternbilde des Perseus bzw. des Löwen (Leo). Von da schießen sie nach allen Richtungen hin, so daß es nicht den Anschein hat, als ob sie eine gemeinsame Bahn besäßen, vielmehr ganz regellos umherstürzen. Der Grund dafür ist eine perspektivische Erscheinung. Wir sehen mit unseren Augen auf große Entfernungen nur flüchtig, während wir auf kleine räumlich sehen. Bricht z. B. die Sonne durch eine Wolkenlücke, so kann uns der Anblick ganz verschieden sein. Sehen wir dabei gerade durch die Wolkenlücke zur Sonne, so erscheinen die darunter schwebenden Dünste von breiten, immer weiter auseinander strebenden Lichtkreisen erhellt. Verfolgen wir die Strahlen zurück, so haben wir den Eindruck, als ob sie sich an einer Stelle unmittelbar hinter der Wolke schneiden, und zwar dort, wo wir den Standpunkt der Sonne anzunehmen haben. Die Sonne steht aber in Wirklichkeit unendlich viel weiter dahinter, wie wir wissen, und ihre Lichtstrahlen fallen gleichlaufend durch die Wolkenlücke. Daß das auch wirklich der Fall ist, erkennen wir, wenn wir die eben beschriebene Erscheinung aus großer Ferne erblicken, wenn wir nicht durch die Wolkenlücke die Sonne sehen können, sondern etwa auf freiem Felde beobachten, wie die Sonne „Wasser zieht“ — so pflegt man zu sagen. Dann sehen wir, daß die durch die Wolkenlücke fallenden Sonnenstrahlen ganz gleichlaufend sind. Das gleiche ist bei der Erscheinung mit den Sternschnuppen der Fall. Könnten wir sie aus einiger Entfernung abseits von der Erde beobachten, so erkannten wir, daß die Meteore alle in gleicher Richtung in die Erdatmosphäre eintreten.

Die außerordentliche Geschwindigkeit der meist sehr kleinen Körperchen bewirkt eine starke Zusammenpressung der Luft vor ihnen, wodurch hohe Hitzegrade entstehen, die die Körperchen fast momentan in Dampf auflösen. Die leuchtende Spur der Sternschnuppen beleuchtet ihren Weg, auf welchem die glühenden Gase zurückbleiben und sich wenige Sekunden leuchtend erhalten.

Die Auguststernschnuppen erscheinen im Sternbilde des Perseus. Verucht man zur Orientierung die Klippische Karte, so findet man sich leicht zurecht. Wer diese nicht zur Hand hat, gelangt auf folgende Weise an den Ort. Die Verbindungslinie der hintersten, von der Deichsel am weitesten entfernten Sterne des Himmelswagens trifft auf einen Stern, der ständig am Himmel seinen Ort fast genau beibehält. Es ist der Polstern. Ueber diesen hinaus trifft man dann etwas seitlich ein aus fünf hellen Sternen bestehendes großes W an, die Cassiopeja, die mitten in der Milchstraße steht. Etwas östlich davon befindet sich das Bild des Perseus, von dem aus die Sternschnuppen kommen. Die größte Helligkeit pflegen diese um 3 Uhr morgens zu zeigen, weil unsere Gegend der Erde dann gerade gegen die Bahn der Perseiden gerichtet ist. Aber auch am Abend schon werden sie gut zu sehen sein, besonders, weil wir nicht durch das Mondlicht gestört werden.

F. L.

Technisches.

Die Helionlampe, eine neue elektrische Sparglühlampe, soll demnächst in Amerika auf den Markt gebracht werden. Ihre Erfinder, Professor S. C. Parker von der Columbia-Universität und W. S. Clark, hielten, wie „Prometheus“ nach einer amerikanischen Fachzeitschrift berichtet, kürzlich einen

*) Bücher der Weisheit und Schönheit. Verlag Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Vortrag über diese neueste Erscheinung auf dem Gebiete der Glüh-Lampen-technik, dem die folgenden Angaben entnommen sind. Der Glühfaden der Helionlampe besteht nicht aus Metall, wie bei den übrigen neueren Sparlampen, sondern er ist ein gewöhnlicher Kohlefaden, auf welchem eine Schicht von Silizium niedergeschlagen ist. Wie dieser Niederschlag hergestellt wird, und welche Stoffe dabei dem Silizium zugesetzt werden, darüber wird vorläufig nichts mitgeteilt. Der fertige Faden wird, wie üblich, an den Enden mit Platindrähten versehen und in eine Glasbirne eingeschmolzen. Das Licht der Helionlampe ist von einem schönen Weiß. Die Temperatur des Fadens bei größter Lichtstärke der Lampe beträgt 1800 Grad Celsius, d. h. ganz wesentlich weniger als bei den Fäden der neueren Metallfadenslampen. Mit der Temperatur des Fadens steigt die Lichtstärke ziemlich gleichmäßig bis zu 1700 Grad Celsius, von da ab bis zum Maximum der Lichtstärke bei 1800 Grad Celsius ist die Steigung nur gering. Die Länge des Fadens ist bei einer 200-Wattigen Lampe für 100 bis 150 Volt Spannung ungefähr gleich der eines gewöhnlichen Kohlefadens. Wie beispielsweise der Xantalfaden, hat auch der Faden der Helionlampe die Eigenschaft, nach dem Zerbrechen leicht wieder zusammenzuschweißen, wodurch eine gewisse Unempfindlichkeit der neuen Lampe gegen Stöße gegeben ist. Der Stromverbrauch der Helionlampe entspricht ziemlich genau dem der Osramlampe, er beträgt bei größter Lichtstärke 1 Watt pro Hefnerkerze. Die Unempfindlichkeit des Fadens gegen Überlastung ist recht groß, die zeitweise Belastung mit der doppelten Stromstärke führt noch keine Zerstörung des Fadens herbei. Eine weitere gute Eigenschaft der Helionlampe ist die, daß der elektrische Widerstand des Fadens mit steigender Temperatur bis zu 1375 Grad Celsius sinkt, von da aber, wie bei den Metallfäden, mit der Temperatur, wenn auch nur langsam wächst und erst von 1700 Grad Celsius ab wieder ein wenig zurückgeht. Dadurch wird ein gleichmäßiges, ruhiges Licht gewährleistet, und die Dynamos brauchen nicht mit der peinlichen Genauigkeit auf gleicher Spannung gehalten zu werden, wie das bei Verwendung von Kohlefadenslampen nötig ist. Die bisherigen Versuche über die Lebensdauer und die Lichtabnahme der Helionlampe geben noch kein klares Bild. Wenn die Lampe aber eine nicht zu geringe Brenndauer besitzt und ihre übrigen von den Erfindern angeführten Vorzüge durch die Praxis bestätigt werden, und wenn schließlich der Herstellungspreis nicht zu hoch ist, dann kann vielleicht die Helionlampe als ernsthafte Konkurrentin der Kohlefadenglühlampe auftreten — den anderen neueren Glühlampen hat das bisher noch nicht so recht gelingen wollen —, besonders deshalb, weil sie, wie oben angegeben, für Spannungen von 100 bis 150 Volt (man hofft auch für 200 bis 220 Volt) gebaut werden kann, die den in unseren Verteilungsnetzen üblichen Spannungen ziemlich genau entsprechen.

Humoristisches.

Das Lied von der Wildsau.

Mir san dö boarischen Wildsau
Im Forstenrieder Park,
U jede von ins kofiet
An etla tausend Mark,
Mir ringaln inder Schwanzl,
Mir grunzen inder Stanzl:
Wuz, wuz, grutwuz
Juhu!

Fahrt oaner mit am Wadel
Glei hama eahm herunt,
Der Keiler stupft eahm's Wadel
Dös g'schicht eahm recht dem Hund.
Mir san im Wald dö Herren
Dös wiß ma schon un plärren:
Wuz, wuz, grutwuz
Juhu!

Un traut si gar a Schnaufertl
In inder Saurebier,
Dös kriagn ma mit dem Schnaufertl
Aus is mit seim Plästier.
Dö Progen, dö Gallunken,
Si ham jagt ausgestunken.
Wuz, wuz, grutwuz
Juhu!

Die Herren Professoren,
Dö san ins wohlgesinnt
Dö laufen ins dö Ohren
Un schmieren ins dö Grind,
Mir ham im Land dö Führung,
Mir san dö Saureregierung;
Wuz, wuz, grutwuz,
Juhu!

(Xaverl im „Südb. Postillon“.)

Notizen.

— Der Lumpensammler von Paris, eine der berühmtesten typischen Gestalten der Seinestadt, wird vielleicht binnen kurzem verschwinden oder doch eine vollständige Verwandlung durch-

machen. Nicht nur in der populären Literatur, sondern auch im wirtschaftlichen Leben der Stadt spielt der Lumpensammler eine wichtige Rolle. Nicht weniger als 50 000 Menschen leben von diesem unappetitlichen Gewerbe. Der Fremde, der nach Paris kommt, ist nicht wenig erstaunt über die ungehörte Freiheit, womit in den Morgenstunden die Lumpensammler den Inhalt der Müllkästen durchwühlen und die verschiedenen darin gefundenen „Werte“, wie Konservenbüchsen, Knochen usw. auf dem Bürgersteig sortieren dürfen, in denselben Straßen, wo die ansässigen und die umherziehenden Händler Früchte, Gemüse und allerlei andere Lebensmittel offen feilhalten. Jetzt versuchen einige Bürgerkomitees, die Aufhebung dieser alten Schönheits- und gesundheitswidrigen Gewerbefreiheit zu erwirken. Allerdings sind es nicht sozialhygienische, sondern kapitalistische Interessen, die dabei den Ausschlag zu geben scheinen. Das radikalste Mittel wäre, den Müll einem Verbrennungsverfahren zuzuführen. Indes wird die Sorge, wie man die arbeitslos gewordenen Lumpensammler beschäftigen könnte, die dem Pariser eigene spießbürgerliche Angst vor großen sozialen Umwälzungen und nicht zuletzt die Furcht der kommunalen Politiker vor den wahlberechtigten Lumpensammlern, dieses Projekt kaum zur Ausführung gelangen lassen. Ein anderer Vorschlag geht dahin, die Sortierung der Abfälle nur in Werkstätten zu gestatten. Damit käme die Lumpensammlerei in die Hände der kapitalistischen Unternehmer, die die Müllabfuhr besorgen. Der kleine „selbständige“ Lumpensammler würde in einen Lohnarbeiter verwandelt. Es ist begreiflich, daß die Lumpensammler dieses Schicksal nicht ergehen auf sich nehmen wollen. Und bei der kleinbürgerlichen Färbung, die der französische Sozialismus noch vielfach hat, ist es nicht verwunderlich, daß sich auch in Arbeiterkreisen Stimmen gegen jede Aenderung der historischen Betriebsweise der Lumpensammler erheben, trotzdem gerade in den ärmeren Pariser Vierteln eine Verbesserung der sozialen Hygiene dringend notwendig ist.

— Bühnendichter gegen Theatertruff. Wie man der „Frankf. Ztg.“ aus Mailand schreibt, haben sich die Gebrüder Chiarella, die in Turin und Genua mehrere Theater besitzen, mit dem Unternehmer Re Riccardi verbunden und sieben der bedeutendsten italienischen Schauspieltruppen auf drei Jahre verpflichtet. Die italienischen Dramendichter besürchten nun, daß sich dieser Truff mit der Zeit erweitern und eine monopolartige Stellung einnehmen könne, so daß sie von ihm abhängig würden. Deshalb hat der Verband der italienischen Bühnenschriftsteller energisch den Kampf gegen den Truff Chiarella aufgenommen. Er will dem Truff wieder das Ausführungsrecht für die italienischen Autoren geben, von denen die namhaftesten ihm angehören, noch für die zahlreichen fremden, die er vertritt. Da der Schriftstellerverband viele solche Stücke besitzt, die für das Repertoire der italienischen Gesellschaft einfach unentbehrlich sind, so erscheint es unmöglich, daß der Truff mit seinem durch den Verband der Bühnenschriftsteller beschränkten Spielplan arbeiten kann.

— Eine Forschungsreise nach dem südlichsten Amerika beabsichtigt ein Mitglied der letzten schwedischen Südpolar-Expedition, Karl Scottsberg, zu unternehmen. Die Reisenden, zu denen außer Scottsberg noch zwei Gelehrte gehören, werden schon im nächsten Monat Gothenburg verlassen. Als Aufgaben sind botanische, geologische, zoologische und meteorologische Arbeiten in Aussicht genommen. Von Montevideo soll die Reise zunächst nach den Falklandsinseln gehen.

Ein fossiles Riesentier. Aus New York wird berichtet: Das größte Aufsehen erregt die Nachricht, daß in den großen Fossilienlagern von Wyoming das Skelett eines Tieres entdeckt worden ist, das 314 Fuß in der Länge maß. Bisher war der größte Dinosaur, der den Gelehrten bekannt war, ein jetzt im Field-Museum aufgestellter, der 75 Fuß lang ist und dessen größter Wirbelknochen 300 Pfund wiegt, während der von dem jetzt aufgefundenen Riesentier 1000 Pfund wiegt. Diese Tierart hat, wie die Forscher annehmen, im Wasser gelebt. Knochenreste von diesen Riesen der Urzeit finden sich zumeist in Neu-Mexiko, Colorado, Wyoming, Montana und Dakota, die in prähistorischen Zeiten Sumpfländer waren.

— Vom Ursprung der Lebluchenherzen. Die heutzutage zumeist als Lebluchenherzen im Handel befindlichen Gebäckbrote werden zu Ostern, Weihnachten und Neujahr, auch auf Hochzeiten und Verlobungen verwendet. Niemals werden sie als Totenopfer verwendet. Dieser Brauch kam, wie jetzt festgestellt ist, von Italien nach Deutschland. Koptische Mönche haben ihn den alten Ägyptern entlehnt und in die römische Kirche gebracht. In den Katakomben der Römer und Griechen findet sich diese Herzform, wenigstens in unserem Sinne, nicht. Dagegen läßt sie sich bei den Kopten bis in das sechste, ja vierte Jahrhundert zurückverfolgen. Auch die Ägypter hatten bei ihren Totenopferdarstellungen herzförmige Gebilde. Das wesentliche ist, daß diese Gebilde gegessen werden. Dieser Art von modifiziertem Kannibalismus liegt der Gedanke zugrunde, dem Sitz des Lebens und des Mutes, die guten Eigenschaften des Tieres oder Feindes in sich aufzunehmen. Als abgeblakte Ablösungsform des ursprünglichen Menschenopfers erscheint es nun, wobei aber noch die Veränderung mit unterließ, daß es nur als Sympthiemittel zur Erweckung der Gegenliebe verwendet wird.